

Unda Hörner

Berliner Luft – Pariser Leben

Geschichten und Geschichte

edition ebersbach

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2012
© edition ebersbach
Bozener Str. 19, 10825 Berlin
www.edition-ebersbach.de
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung:
Martina Hohdahl, Verlag Die Werkstatt, Göttingen
© Coverfoto: ullstein bild – Heerde
© der Zeichnungen: Tim Dinter, Berlin (S. 25, 45, 65, 87,
109, 129); Julien Dugué, Paris (S. 13, 35, 57, 77, 99, 119)
Satz: Birgit Cirksena · Satzfein, Berlin
Druck und Bindung: Westermann Druck, Zwickau
ISBN 978-3-86915-061-1

Meiner Mutter, mit der ich Paris entdeckte

INHALT

ENTRÉE

8

IM ANFANG WAR DIE INSEL

Die Spree und die Seine

13

DER RUF NACH DEM STADTSCHLOSS
Hohenzollernschloss und Tuilerienpalast

25

NOFRETETE GRÜSST MONA LISA

Die Diven der großen Museen

35

HEINRICH HEINES BOULEVARDS
Unter den Linden und Champs-Élysées

45

LÖWENDOUBLES
Flensburger Löwe und Lion de Belfort

57

LINIE 1 IST ÜBERALL
U-Bahn, S-Bahn und Métro

65

DIE PARADIESE DER DAMEN
KaDeWe und Galeries Lafayette

77

JAMES HOBRECHT, DER HAUSSMANN VON BERLIN
Die beiden Stadtbaumeister

87

IN MIETSKASERNE UND GRAND IMMEUBLE
Hauswartsfrauen und Conciergen

99

WANDERUNGEN IM STADTWALD
Grunewald und Bois de Boulogne

109

STAHLVERWANDTE
Langer Lulatsch und Eiffelturm

119

QUADRIGA MIT RÜCKFAHRKARTE
Vom Brandenburger Tor zum Arc de Triomphe

129

ANMERKUNGEN / LITERATUR

140

ENTRÉE

Berliner Luft: ein Lied aus der Operette *Frau Luna* von Paul Lincke, bald populärer Schlager, als Marschmusik geblasen. »Berlin! Hör' ich den Namen bloß, da muss vergnügt ich lachen!«

Pariser Leben: eine beliebte Operette von Jacques Offenbach, dem die Welt den Can-Can zu verdanken hat. »Heissassa, so ist das Pariser Leben, Wonne, Frohsinn herrschet da!«

Berlin und Paris, zwei Städte, viele Zwillingspaare: Entstanden sind beide Metropolen auf einer Insel, am Fluss. Forstgebiete im Westen, der Grunewald und der Bois de Boulogne, eindrucksvolle Achsen quer durch die Stadt, Unter den Linden und Champs-Élysées, beide mit krönenden Blickfängen, Brandenburger Tor und Arc de Triomphe. Geschichte und Geschichten beider Städte sind eng verwoben: Die Hugenotten kamen 1685 nach Berlin und prägten Berlins Kultur ebenso wie Napoleon, der 1806 mit seinen Truppen die Stadt besetzte – mit den Franzosen kamen neue Wörter, Gebräuche und Künste nach Preußen, kam aber auch fast die Quadriga abhanden, die Napoleon vom Brandenburger Tor auf seinen Arc heben wollte. 1945 wurde aus den Bezirken Wedding und Reinickendorf der französische Sektor in der geteilten Stadt. Die unselige Litanei von

der ›Erbfeindschaft‹, die so viel Blutvergießen gekostet hatte, war nun endlich ausgesungen. Dann, 1963, wurde der Deutsch-Französische Freundschaftsvertrag, der Élysée-Vertrag, geschlossen. Seit 1987 sind Berlin und Paris Partnerstädte. Für das politische Europa gilt die Achse zwischen Deutschland und Frankreich als tragend, eine Begegnung der Staatsoberhäupter im Kanzleramt oder im Élyséepalast ist ein Gipfeltreffen, immer.

Paris diente oft als ideales Vorbild für Preußens Berlin, in Sprache, Kunst, Kultur und Esskultur, im Städtebau. Die zwanzig Arrondissements innerhalb des Boulevard Périphérique vermitteln mit ihren Plätzen und strahlenförmig davon ausgehenden Straßen und durch die Haussmannsche Bebauung aus dem 19. Jahrhundert ein Bild harmonischer Geschlossenheit. In Paris mag man sich als Teil eines berühmten Gemäldes fühlen, in einen mythischen Kosmos hineingehoben, die Pariser Stadtkulisse bietet sich überall für hübsche Posen an. Künstler, die Berlin liebten, liebten auch Paris: deutsche Dichter und Denker wie Heinrich Heine, Rainer Maria Rilke, Walter Benjamin, Franz Hessel oder Georg Stefan Troller. Paris inspirierte sie und bot Fotografen und Fotografinnen wie etwa den Berlinerinnen Marianne Breslauer und Gisèle Freund eine Fülle an Motiven.

Als rasch wachsende Industriestadt des 19. Jahrhunderts, als in weiten Teilen kriegszerstörte und

dann geteilte Mauerstadt und als Hauptstadt des wiedervereinten Deutschland mit lauter Großbaustellen ist Berlin heute von einer Dynamik, von der sich zu Mauerzeiten nur träumen ließ. Die Stadt bietet den ständigen Wandel, die Improvisation als Lebensentwurf, was gerade heute die Kreativen aus aller Welt anzieht – Berlin hat aufgeholt, gilt gerade unter jungen Parisern heute als das Reiseziel Nummer 1. Dass Berlin immerfort zum Werden verdammt sei, urteilte, oftmals zitiert, Karl Scheffler, doch der Fluch ist Segen zugleich. »Was heute schlecht ist, kann morgen gebessert werden«, schrieb Bertolt Brecht über die Stadt.¹ Paris ist als »Hauptstadt des 19. Jahrhunderts« ein recht homogenes Gebilde, aber: »Wo ist Berlin in Berlin? Man hat Berlin noch lange nicht in den Händen, wenn man *mir* statt *mich* hört und volkstümliches Weißbier getrunken hat. Hier ist Berlin Paris, dort London, hier Krähwinkel, dort Kaserne, hier eine Demokratie, dort ein Büro, hier ein Bethaus, dort ein lustiger Markt«, so der Berliner Satiriker Adolf Glaßbrenner.²

Und dann ist Berlin noch etwas, nämlich viel Natur. Grüne, von Wasser durchzogene Landschaft ist ein entscheidender Wesenszug der preußischen Hauptstadt im märkischen Sand. Walter Hasenclever beschrieb seine Sympathie dafür und benennt gleichzeitig das Komplementäre, mit dem sich Berlin und Paris – als naturnah hier und als gnadenlos urban dort – ergänzen: »Ich lebe seit Jahren in Paris, habe

manches erzählt, was mir dort sehr gefallen hat. Aber wenn ich drei Monate die Luft der Boulevards geatmet habe, wo die Männer noch Zeit haben, die Frauen zu lieben, bekomme ich plötzlich Sehnsucht nach Berlin. Ich weiß nicht, warum. Ich möchte auf der Brücke in Halensee stehen, die grünen Vorortbäume sehen, den Lindenduft im Grunewald atmen, am Alexanderplatz Zeitungen lesen. Ich möchte durch märkische Wälder fahren, nachts auf dem Wannsee rudern, im Wellenbad familiär sein. Ich möchte fünfzigmal am Tag angerufen werden und keine Nacht schlafen. Schlagt mich tot. Ich liebe Berlin.«³

Mit dem Sinn für derartige Vorzüge der Natur hat sich Paris inzwischen auch etwas von der Berliner Lebensart abgeguckt, denn ungewohnte Lässigkeit hält seit einiger Zeit Einzug in vielen Pariser Parks, wo man sich nun auf dem Rasen sonnen kann, ohne gleich von uniformierten Wächtern mit Trillerpfeife im Anschlag zurückgepiffen zu werden. Im Verkehrsgewimmel auf den Pariser Straßen, zwischen Autos und Bussen, wird inzwischen auch flott Fahrrad gefahren. Wer kein eigenes hat, kann sich an jeder Ecke eins leihen – noch vor wenigen Jahren ein schier unvorstellbares Geschehen. Allein, die innerstädtischen großen Freibäder, geschweige denn die stadtnahen Badeseen, von denen der Berliner im Sommer profitiert, lassen sich für die Pariser nicht so einfach herbeizaubern. Doch hat es diesen Seitenblick von West nach Ost, von Ost nach West schon immer

gegeben. Ein heimlicher Dialog beider Städte, zwischen Kiez und Arrondissement, wird auch dort geführt, wo man ihn auf den ersten Blick nicht vermutet. Wie die Berliner kämpften auch die Pariser zu Beginn des 21. Jahrhunderts um ihr verschwundenes Stadtschloss, den Tuilerienpalast. Die Nofretete und die Mona Lisa, Stars von Museumsinsel bzw. Louvre, haben ebenso eine ähnliche Geschichte wie Flensburger Löwe in Berlin und Lion de Belfort in Paris. Berliner S-Bahn und Pariser Métro sind Mythen des öffentlichen Nahverkehrs, Kaufhaus des Westens wie Galeries Lafayette sind Tempel des luxuriösen Konsums, und der Berliner Funkturm ist eine Hommage an den Eiffelturm in Paris. Die Hauswartsfrau der Berliner Mietskaserne ist eine heimliche Kollegin der Concierge des Pariser Immeuble, und der Berliner Baustadtbaurat James Hobrecht kann dem Baron Haussmann das Wasser reichen – buchstäblich, denn beide Männer schufen für ihre Stadt ein modernes Kanalisationssystem. In 12 Kapiteln wird von Pendants und Parallelen, zufällig oder beabsichtigt, in der deutsch-französischen Geschichte erzählt. Die Hauptstädte an Spree und Seine sind ihr Schauplatz.



IM ANFANG WAR DIE INSEL

Die Spree und die Seine

Geht man zurück zu den Anfängen der beiden Metropolen Berlin und Paris, so steht man am Wasser, auf einer Insel im Fluss. Paris ging hervor aus einem urbanen Nukleus auf der Ile-de-la-Cité, wo bereits im 3. Jahrhundert v. Chr. erste Häuser standen. Von dieser frühen keltischen Ansiedlung kann jeder Lateinschüler schon in Caesars *De bello gallico* lesen, wo sie als ›Lutetia‹ erstmals erwähnt wird. Das Dorf Cölln wiederum entstand auf einer Spree-Insel am heutigen Petriplatz. Das gegenüber am Ufer der Spree gelegene Dorf Berlin, etwa dort, wo sich heute das Nikolaiviertel befindet, wurde 1307 mit Cölln zu Berlin-Cölln vereint – das Datum gilt als Gründungsjahr der neuen Doppelstadt Berlin. Also könnte sich auch Berlin dieses Motto aus der Pariser Stadtgeschichte in seine Annalen schreiben: »Fluctuat nec mergitur« – »Schwimmt, aber versinkt nicht«. Stattdessen ist es der Berliner Bär, von dem, so die Sage, der erste Berliner gesäugt wurde. Dieser »baute sich dann eine Hütte in der Gegend, wo heute die Stadtvogtei steht, fängt in der Spree Fische. Es kommen Wenden zu Besuch und so entsteht ein Fischerdorf. Daraus wurde Berlin. Daneben wächst aus dem morastigen Spreegestrüppe Kölln«, so der Schriftsteller Heinrich Laube.⁴ Von hier, vom Fluss aus, lassen sich auch die Unterschiede in den Entstehungsgeschichten beider Städte am besten ablesen. Karl Scheffler beschreibt es so: »Die Urzelle des Riesenorganismus, der heute Berlin heißt, ist die

Spreinsel, wo die Wenden von alters her als Fischer an geschützter Stelle saßen. Alt-Köln ist ungefähr dasselbe, was die von der Seine umspülte Citéinsel für Paris ist. Während sich aber von diesem Kern aus die Stadt Paris einheitlich und mit wunderbarer Logik entwickelt hat, so daß der Grundriß dem ersten Blicke schon lebendig wird, zeigte sich das Unorganische der Entwicklung in Berlin gleich darin, daß es nicht gleichmäßig von innen nach außen schwellend entstanden ist, sondern stückweise, im fast willkürlichen Nebeneinander von Teilen.«⁵

Kaum besser als vom Fluss aus zeigen sich hier wie dort die unterschiedlichen Physiognomien der beiden Metropolen Berlin und Paris, die Tradition, aus der sie gewachsen sind. Paris präsentiert sich stolz an seinem Fluss: Nachdem das Ausflugsboot, das *bateau mouche*, zu Füßen des Eiffelturms abgelegt hat und die Seine hinauffährt bis zur Ile-de-la-Cité, kommt es an lauter alten Prachtbauten vorbei, an beiden Ufern aneinandergeriht wie an Perlenschnüren: hier Grand Palais und Petit Palais, Place Vendôme, Madeleine, Tuileries und Louvre und das alte Warenhaus Samaritaine, dort Gare d'Orsay, Invalidendom, der Tempelbau der Nationalversammlung, Institut de France, Conciergerie und Place Saint-Michel, schließlich Sainte-Chapelle und Notre-Dame und überall an den Quais vornehme Bürgerhäuser mit französischen Balkonen. Die Brücken, die das Boot passiert, Pont Alexandre, Pont

d'Alma, Pont Neuf, wetteifern mit Kandelabern, Statuen und mit ihrer Breite. Der Pont Mirabeau, der 15. und 16. Arrondissement miteinander verbindet, stiftete Apollinaires berühmtes Liebesgedicht: *Le Pont Mirabeau*, die Liebe fließt davon wie der Strom, so sein melancholischer Tenor. 1991 schuf Léos Carax den Film *Die Liebenden vom Pont Neuf* mit Juliette Binoche in einer Hauptrolle. Der Schriftsteller Maxime Du Camp schwärmt von seiner Heimatstadt, »der wahrhaft außerordentlichen Größe des Schauspiels, das sich dem Auge bietet. Von zahlreichen Brücken überwölbt, von schnellen Booten durchpflügt, von Dampfschiffen befahren, Waschröge, Badeschiffe, arbeitende Schwimmbagger tragend, [...] strömt der Fluss, einem riesigen Y gleich, langsam dahin und schiebt seine grünen Wasser gegen die großen Kais, auf denen sich die tätige Menge tummelt.«⁶

Die Spree aber ist ein anderer Fluss, er »wird der Stadt nur sehr bedingt zur Orientierungslinie, weil der Verkehr ihm nicht folgt, weil sich nicht von alters her Uferstraßen an ihm entlang ziehen. Kanalartig fließt die Spree durch die Riesenstadt, von Schiffen kaum belebt; die Bewohner bringen dem Flusse darum auch Zärtlichkeit nicht entgegen, wie es doch in Paris und Wien, in Hamburg und Frankfurt am Main der Fall ist. In Paris sagt man von einem Stadtteil, einer Straße, einem Hause, sie lägen rechts oder links von der Seine; in Berlin wird der Fluß in diesem Sinne aber niemals

zu einem Grenz- und Orientierungsbegriff. Er verbindet nicht, er trennt nicht; er ist einfach ein Wasserlauf, über den man sich Gedanken nicht macht.«⁷ Obwohl sich die Stadt ihrer Wasserlagen rühmt und die Touristenführer auf den Ausflugsdampfern stolz darauf hinweisen, Berlin käme auf mehr Brücken als Venedig, scheint sich das bis heute wenig geändert zu haben: Im Immobilienteil einer Berliner Zeitung kann man schon mal Folgendes lesen: »Schöne 2-Zimmer-Wohnung in Kreuzberg, Planufer, Spreeblick.« Und man stutzt. Die Annonce muss ein ausländischer Investor aufgegeben haben, völlig ohne Ortskenntnis. Aber selbst der Einheimische kommt manchmal durcheinander mit Landwehrkanal und Spree, beide nicht besonders breit und ohne sichtbare Strömung. Der künftige Mieter des Kreuzberger Planufers wird seinen Blick mitnichten in der Spree versenken, sondern im Landwehrkanal, und es ist bezeichnend, dass der Hauptstadtfluss mit einem Kanal verwechselt wird. Schon der scharfzüngige Berliner Theaterkritiker Alfred Kerr hat einst den Vergleich gezogen: »In Paris wird in die Seine mancherlei gegossen, was den, also, Nachtseiten des menschlichen Körpers entstammt. Aber der Fluß ist nicht so ruppig, schielend, mißtrauisch, kleinlich wie die Spree. Die Lagunen stinken – gewiß. Der Canalazzo sehr. Doch es ist ein Gestank, der den großen Zug hat. Er wirft einen ganzen Menschen um. Die Spree riecht nur schlecht.«⁸ Das Image der Spree ist das einer et-

was ranzigen, aber unscheinbaren Berliner Göre. Es ist der Fluss, der durch die Arbeiterstadt Berlin dümpelt, in den sich früher die Abwässer der Industrieanlagen links und rechts ergossen, scharfe Lauge aus den Wäschereien, ölige Flüssigkeitsreste aus den Fabriken, und die Schiffer kippten das verdorbene Obst von den Apfelkähnen ins Wasser.

*Der Spree
ist weh,
sie kann sich nicht entschließen,
in Berlin hineinzufließen,
wo die Gossen sich ergießen.
Wer mag es ihr verdenken?
Sie möchte lieber, wenn sie dürft, umlenken;
Hindurch doch muß sie schwerbekommen;
sie kommt beim Oberbaum herein
rein wie ein Schwan, um wie ein Schwein
beim Unterbaum herauszukommen.⁹*

Als Friedrich Rückert dieses Gedicht 1850 zu Papier brachte, siedelten sich am Spreeufer immer mehr Bauten der aufstrebenden Großindustrie an. Im 19. Jahrhundert expandierte, ja, explodierte Berlin – die Reichsgründung 1871 führte zu einem sprunghaften Wirtschaftsaufschwung. Der Zuzug von Arbeitskräften vornehmlich aus dem Osten des Landes und dem östlichen Europa ließ immer neue Mietskasernen entste-

hen, vor allem in den Bereichen, wo die Fabriken standen, im Wedding, in Charlottenburg Nord und auch an den Ufern links und rechts der Spree. Zwischen Ober- und Unterbaum, den beiden ehemaligen Zoll-Barrieren im Osten und im Westen der Stadt, sind bis heute die steinernen Zeugen der Berliner Industriekultur zu sehen. Vielleicht die prächtigste der erhaltenen innerstädtischen Spree-Brücken, die Oberbaumbrücke, ist 1896 auf Betreiben der Maschinenfabrik von Siemens und Halske erbaut worden, um Material von Friedrichshain nach Kreuzberg transportieren zu können. Ihren Namen hat sie von dem Baumstamm, der früher einfach quer über den Fluss gehängt wurde, um die Schiffe an der Weiterfahrt zu hindern und den Zoll einzufordern. Sie wirkt mit ihren Turmaufbauten aus rotem Backstein wie ein mittelalterliches Burgtor auf dem Wasser. Stadteinwärts, an der Jannowitzbrücke, rauchten die Schloten, auf alten Ansichten der Spree, die übrigens beim Warten im U-Bahnhof Jannowitzbrücke zu betrachten sind, ist sie gesäumt davon – von Spree-Athen keine Spur. Der Unterbaum befand sich früher etwa dort, wo heute zwischen Mai und Oktober die Touristenschiffe am Reichstag vorbeifahren. Weiter westwärts, in Charlottenburg, noch mehr Industriebauten: die elegante Müllverladestation aus den 30er Jahren, die zum großen Teil überbauten Reste der Meierei Bolle, am Spreebord das stillgelegte Kraftwerk von Siemens und

Halske. Über den eisernen Siemenssteig strömten hier bei Schichtwechsel die Arbeiter, heute stehen dort Spaziergänger und fragen sich, wo der 125 Meter hohe Schornstein des Gebäudeensembles geblieben ist, der doch unter Denkmalschutz stand – ein unverzeihlicher Abriss, doch den Erhalt des rauchlosen Schlotens schien am Ende keiner bezahlen zu wollen.

Die Seine ist, anders als die Spree, unverwechselbar, ein Mythos, der die Dichter seit je zu wehevolleren Zeilen inspiriert hat als die Spree, schon weil es ein Strom direkt hin zur Küste ist. Jacques Prévert schwärmte: »Sie fließt zum Meer/Durch Paris hindurch/Vorbei wie ein Traum.«¹⁰ Ernest Hemingway schrieb über die Seine: »Mit den Anglern und dem Leben auf dem Fluß, den schönen Lastkähnen mit ihrem eigenen Leben an Bord, den Schleppern – mit ihren Schornsteinen, die sich zurücklegten, um unter den Brücken hindurchzukommen –, die eine Reihe von Kähnen zogen, den großen Ulmen an den steinernen Ufern des Flusses, den Platanen und an manchen Stellen den Pappeln konnte ich mich niemals am Fluß einsam fühlen.«¹¹ Noch eine 1900 aus der Seine gezogene Wasserleiche einer jungen Frau wird berühmt, »Die Unbekannte aus der Seine« verleitete die Dichter zu ihrer poetischen Überhöhung. Louis Aragon gibt Bérénice, der Heldin seines Romans *Aurélien* ihr Gesicht. Ihre Totenmaske erlangte Kultstatus, der im Leichenschauhaus Morgue

abgenommene Gipsabdruck wurde oft kopiert und hing in den Artistensalons der Pariser Bohème. Die Seine ist auch ein Scheidewasser wie Styx und Charon, denn sie teilt die Stadt in zwei Welten, Rive Gauche und Rive Droite. Weit mehr als zwei Ufer eines Flusses, sind es die bedeutungsträchtigen Namen zweier gegensätzlicher Prinzipien, Philosophien, Lebensweisen. Rive Gauche, geradezu ein Pseudonym für Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir, da sieht man sie im Café de Flore über Manuskriptseiten sitzen und Sätze über Existentialismus und *Das andere Geschlecht* schreiben; Rive Gauche, das klingt nach dem Saxophon von Boris Vian und ist der programmatische Titel eines Romans der Wahl-Pariserin Jean Rhys; es ist der Boulevard Saint-Germain mit den Fakultäten der Sorbonne und den Studenten, die auf den Bänken des Jardin du Luxembourg ihr Sandwich essen und das Quartier Latin, die Galerien, wo die Künstler der Avantgarde ausstellen. Rechts der Seine indessen, am Rive Droite, herrschen die Gesetze der Bourgeoisie, das vornehmste der *beaux quartiers* ist hier das 16. Arrondissement; am Rive Droite regiert der Président de la République im Elysée-Palast, und die Seine-Quais des Rive Droite tragen die Namen der Regierungsoberhäupter – 2003, sieben Jahre nach Mitterands Tod, wurde der Quai du Louvre nach ihm umbenannt; Rive Droite, da werden in den Nobelboutiquen des 16. Arrondissements und an der Börse Geschäfte gemacht. Und während

der Französischen Revolution rollten am Rive Droite die Köpfe, denn auf der Place de la Concorde stand die unermüdliche Guillotine und forderte immer mehr Opfer.

Auch Berlin wurde durch seinen Fluss einmal in zwei Welten geteilt. Zu Mauerzeiten markierte die Spree einen Abschnitt des unüberbrückbaren innerstädtischen Grenzverlaufs. In Berlin-Mitte verlief sie hinter dem Reichstag, am westlichen Ufer erinnerten mehrere große Holzkreuze an diejenigen, die beim Fluchtversuch durch den Fluss ums Leben kamen. Von Westen aus blickte man auf die grauen Plattenbauten am Schiffbauerdamm, hinter deren Fenstern sich nie etwas regte. Die ständig auf und ab fahrenden Patrouillenboote machten den Fluss zu einem schweren Wasser, zum Todesstreifen. Durch die Teilung Berlins litt die Spree, deren Lauf sich zwar von keiner Macht der Welt aufhalten ließ, wohl aber der Verkehr auf seinen Wellen. Die Schifffahrt lag jahrzehntelang brach, und die Spree verschwand allmählich aus dem Bewusstsein der West-Berliner, die sich den Havelstränden im Grunewald zuwandten. Eine Müggelspree zum Baden, einen Spreewald mit den berühmten Stocherkähnen hatten sie nicht. Ein im Mauerberlin immer wieder gern gespielter Schlager aus den 20ern beschwor: »Wenn die tollsten Dinge in der Welt passiern, / der Berliner wird nicht den Humor verlieren, er hält stolz die Nase in die Höh': / Denn

durch Berlin fließt immer noch die Spree!«¹² Erst im wiedervereinten Berlin ist das Leben an den Fluss zurückgekehrt. In den gut zwei Jahrzehnten nach der Wende hat sich das Architekturbild am Spreeufer stark verändert. Erst von der Wasserseite aus präsentieren sich die neuen Regierungsbauten in voller Pracht, der alte Reichstag mit neuer gläserner und begehbarer Kuppel, das wegen seines großen Bullaugenfensters ›Waschmaschine‹ titulierte Bundeskanzleramt und das gesamte ›Band des Bundes‹ am Spreebogen. Auf der anderen Seite, über eine Fußgängerbrücke bequem zu erreichen, ist der neue Berliner Hauptbahnhof Drehscheibe eines ganzen Neubauareals am Wasser, Wohnungen und Geschäfte sollen rund um das Becken des Humboldthafens entstehen, in direkter Nachbarschaft auch zur Charité, der traditionsreichen medizinischen Institution in Mitte. Flussabwärts, auf der Seite des Bezirks Friedrichshain, entsteht unter dem Namen ›Mediaspree‹ eine ganz neue Stadt am Wasser. Das ›Badeschiff‹ hinter der Oberbaumbrücke verwandelt die Spree auf ein paar Pool-Quadratmetern in ein Schwimmbad. Der Uferweg an der Spree ist heute nahezu durchgängig begeh- oder mit dem Rad befahrbar, rechts und links Strandbars mit Palmen in Kübeln und Liegestühlen im aufgeschütteten Sand.

Auch in Paris würde man die Schnellstraßen am Seine-Ufer aus den autogerecht orientierten 70er Jahren am liebsten wieder ganz abschaffen, zugunsten

grüner Strände. Sogar die lange unbeachtet gebliebenen Nebenflüsschen von Spree und Seine, Panke hier, Bièvre dort, sind wieder im Gespräch, wenn es um die Revitalisierung lange vernachlässigter Potentiale innerstädtischer Naturelemente geht. Die Panke fließt, von Bernau im Norden Berlins kommend, durch den Schlosspark von Niederschönhausen, durch die Bezirke Pankow und Wedding, wo man durch Grünanlagen an ihr entlang spazieren kann. In Mitte ist sie verschwunden. Durch ein Mauerloch in der Böschung am Schiffbauerdamm mündet sie in die Spree, und ihren unterirdischen Verlauf verrät die Reinhardtstraße, dort, wo es eine für die sonst typische Berliner Blockbebauung unübliche Lücke zwischen zwei Häusern gibt, die durch ein schön verschnörkeltes schmiedeeisernes Gitter zur Straße hin eingefasst wird – dieses seiner Funktion beraubte Brückengeländer sieht aus, als habe es ein Bühnenbauer vom nahe gelegenen Brecht-Theater, dem Berliner Ensemble am Schiffbauerdamm, hier vergessen. Unter dem Asphalt der Pariser Straßen fließt die Bièvre. Wo, das erkennt der aufmerksame Fußgänger an Metallmarken im Boden, sie erinnern an die Arme des Flüsschens, das Anfang des 20. Jahrhunderts zum stinkenden, bazillenverseuchten Abwasserkanal verkommen war und darum überbaut wurde. Man spielt mit dem Gedanken, sie stellenweise wieder freizulegen, was wegen der Verkehrsführung innerhalb von Paris jedoch kaum möglich sein dürfte.



DIE PARADIESE DER DAMEN

KaDeWe und Galeries Lafayette

»Zweitausendsiebenhundert Ladenfräuleins, schwarzgekleidet. [...] Alle in einem gigantischen Glaskasten, welcher acht Hausnummern einnimmt. Das ist Tietz. Tietz ist zwischen Jandorf und Wertheim. Jandorf liegt nach dem Spittelmarkt zu, Wertheim nach dem Potsdamer Platz, Tietz in der Mitte. Alle drei in der Leipziger Straße. Diese Straße wird hierdurch eine Kaufstraße ersten Ranges.«³³

Das wohl eindrucksvollste der von Alfred Kerr aufgezählten Warenhäuser war Wertheim am Leipziger Platz. In Mitte, in der Rosenthaler Straße, Ecke Sophienstraße, hatte die Erfolgsgeschichte der Wertheims angefangen: 1903 eröffneten die Brüder Georg und Hugo Wertheim aus Stralsund, wo sie seit 1875 ein Wäschegeschäft unterhielten, hier ihr allererstes Berliner Warenhaus. Absolutes Novum war, dass der Kunde so viel Verschiedenes unter einem Dach finden konnte, revolutionär waren auch das Umtauschrecht und die Ausgabe von Garantiescheinen auf diverse Artikel. Wie Franz Hessel beschreibt, hatten die »Verkäufer und Verkäuferinnen [...] den »Dienst am Kunden« von Grund auf studiert. Die großen Kaufhausfirmen haben Schulen ins Leben gerufen, in denen Lehrer, die an Handelshochschulen vorgebildet sind, den jungen Mädchen Anschauungsunterricht über die Behandlung der Ware und der Kunden geben. Wir ahnen gar nicht, was für Künstlerinnen des Verkaufs und der richtigen Suggestion wir ge-

genüberstehen, wenn uns die kleinen Fräulein von Wertheim und Tietz sanft in ihren Bannkreis ziehen.«³⁴ Das Konzept der Wertheims war äußerst erfolgreich, so sehr, dass sie sich für ihren Neubau einen Stararchitekten leisten konnten, Alfred Messel. Im November 1904 öffnete das größte Haus am Leipziger Platz für die Kundschaft seine Türen, und in den Folgejahren musste Messel das Gebäude mehrmals erweitern, 1913 galt das Haus sogar als das größte deutsche Unternehmen seiner Art. Wertheim dehnte sich bald über eine ganze Ecke des Leipziger Platzes aus, weit hinein in die Leipziger Straße, und man nannte es bald in einem Atemzug mit Sehenswürdigkeiten wie Brandenburger Tor oder Berliner Dom. »Freilich, das Warenhaus ist keine Berliner Erfindung und keine Berliner Besonderheit; aber es ist an keinem anderen Ort so sehr zum Wahrzeichen des städtischen Lebens geworden. [...] Es ist ein Palast für jeden Vorübergehenden, ein profaner Dom. Er hat die Würde des Gotischen, die Freudigkeit der Renaissance, die Weite des Barock. [...] In Berlin hat dieser gotische Eisenstil begonnen, ganze Straßenzüge einheitlich groß zu prägen.«³⁵ Wertheim forderte zur Konkurrenz heraus: Der Kaufmann Hermann Tietz errichtete seine Häuser in der Leipziger Straße und am Alexanderplatz, und Adolf Jandorf schließlich machte nach und nach fünf weitere Häuser auf, eines davon im neuen reichen Westen der Stadt, wo solvente Berliner sich in den vie-

len neuen Mietshäusern am Kurfürstendamm und in den umliegenden Straßen ansiedelten – das Kaufhaus des Westens in Charlottenburg, kurz KaDeWe. Dass der Name Jandorf weitgehend in Vergessenheit geraten ist, liegt daran, dass er relativ früh, noch während der 20er Jahre, aus der Öffentlichkeit verschwand, denn alle sieben Berliner Jandorf-Filialen wurden 1926 von Tietz übernommen.

Die Warenhäuser schienen, jedes für sich, große Luxusdampfer zu sein, die inmitten der Großstadt angelegt hatten. Sowohl Irmgard Keun als auch Vicki Baum und Gabriele Tergit schildern in ihren Romanen zeitgenössische junge Frauen, die in der großen Stadt als Büroangestellte oder Zimmermädchen ihr Glück suchen und das vom knappen Gehalt abgesparte Geld in die Konfektionsabteilungen tragen, wo alles im Überfluss schwimmt: »Und es gibt Hermeline und Frauen mit Pariser Gedufte und Autos und Geschäfte mit Nachthemden von über hundert Mark und Theater mit Samt, da sitzen sie drin – und alles neigt sich, und sie atmen Kronen aus sich heraus. Verkäufer fallen hin vor Aufregung, wenn sie kommen und doch nichts kaufen. Und sie lächeln Fremdworte richtig, wenn sie welche falsch aussprechen. Und sie wogen so in einer Art mit Georgettebusen und tiefen Ausschnitten, daß sie nichts wissen brauchen. Die Servietten von Kellnern hängen bis auf die Erde, wenn sie aus einem Lokal gehen. Und sie können teure Rumpsteaks und

à la Meyers mit Stangenspargel halb stehen lassen ohne eine Ahnung und heimliches Bedauern und den Wunsch, es einzupacken und mitzunehmen.«³⁶

Viele der jungen alleinstehenden Damen waren nicht nur Kundinnen, sondern standen Tag für Tag als Warenhausangestellte in den palastartigen Gemäuern der modernen Kaufhaustempel. In Vicki Baums Roman *Der große Ausverkauf* verliebt sich eine von ihnen in den Privatdetektiv, der zwischen den Verkaufstischen nach Dieben späht. Der Job inmitten all dieses Luxus, in diesem Meer aus Waren, war äußerst beliebt, zumal die Wertheims fortschrittliche Arbeitgeber waren, die ihren Angestellten Urlaub und feste Arbeitszeiten einräumten. Die Nationalsozialisten indessen hetzten mit Boykottaufrufen und gezielten Angriffen schon immer gegen die Kaufhauskultur als eine jüdische Erfindung und als Grund für den Niedergang des deutschen Kaufmannswesens, was sie nicht daran hinderte, 1933 Wertheim, Tietz und Co. flugs zu enteignen, die jüdischen Angestellten zu entlassen, sich ins gemachte Nest zu setzen und die erfolgreichen Häuser selber weiterzuführen. 1945 lagen die meisten großen Berliner Kaufhäuser in Schutt und Asche. Wertheim am Leipziger Platz stand ein Jahrzehnt als Kriegsrüine unter vielen an der Leipziger Straße, bis die Trümmer 1956 gesprengt wurden. Das einzige der Traditionshäuser, das seinen alten Glanz wieder herstellen konnte, lag nicht im Ost-Sektor, es war das

Kaufhaus des Westens am Tauentzien. Noch in den letzten Kriegstagen war es zwar völlig ausgebrannt, denn ein Flugzeug war hineingestürzt, doch konnte es 1950 wiedereröffnet werden und avancierte – wie ganz West-Berlin zu Zeiten des Kalten Krieges genannt wurde – wahrlich zu einem ›Schaufenster des Westens‹ und so kam sein alter Name zu einer erweiterten, geradezu politischen Bedeutung.

Das KaDeWe lockt nach wie vor seine Kunden, vor allem unters Dach in die Delikatessenabteilung. Dabei hat es seit 1996 wieder echte Konkurrenz bekommen: die Galeries Lafayette in der Friedrichstraße, Ecke Französische Straße. Wie seinerzeit Wertheim einen Meister seiner Kunst engagierte, beauftragte der Konzern für den Neubau in Berlin auch einen ganz Großen seiner Zunft, den französischen Stararchitekten Jean Nouvel. Seine Antwort auf die stolze Glaskuppel des Stammhauses in Paris ist der gläserne Trichter, der wie ein überlebensgroßer schlanker Sektkelch aus dem Boden der Feinschmeckerabteilung zu wachsen scheint. Die Filiale des Pariser Stammhauses erinnert daran, dass das Warenhaus, so sehr es in Berlin aufblühte, keine genuine Berliner Erfindung war. Als Vorbilder galten Harrod's in London oder die Pariser Marken Au Bon Marché, Samaritaine, Printemps und die Galeries Lafayette. Letztere waren genau wie der Wertheim-Konzern aus einem Wäschesgeschäft hervorgegangen, das der aus dem Elsass stammende Kaufmann Théo-

phile Bader gemeinsam mit seinem Cousin Alphonse Kahn 1893 gegründet hatte. Die Wahl des Standorts fiel auf die Gegend zwischen Opéra Garnier und Gare St.-Lazare im 9. Arrondissement, Rue Lafayette 1. Rund um die Oper und die Grands Boulevards hielt sich solvante Kundschaft auf, hier spuckten die Züge aus den Vororten Kunden aus, die extra zum Einkauf in die Metropole kamen. Der Laden von Bader und Kahn hatte auf Anhieb den erhofften Zulauf. Man gab sich ein Jahr nach der Eröffnung den Namen des Standorts, die Adresse wurde zum Markenzeichen: Aux Galeries Lafayette. Ständig musste nun erweitert werden, nach nur zwei Jahren gehörte dem Unternehmen schon das gesamte Gebäude in der Rue Lafayette, weitere Filialen in Paris und in Lyon folgten. Im Jahre 1906 hatte sich das Stammhaus bis hin zum Boulevard Haussmann ausgebreitet und nahm fast den ganzen Block ein. 1912 entstand das von Paris-Besuchern so gern angesteuerte Ziel innerhalb der Galeries Lafayette, die von einer farbigen Glaskuppel gekrönte Halle, ein Schmuckstück des Jugendstils. Die beiden Lafayette-Gründer sorgten, wie die Wertheims, für ihre Angestellten, die sogar eine eigene Sozialversicherung bekamen, lange bevor das französische Gesetz dergleichen vorschrieb. Doch die neue Konsumkultur trug auch Früchte, die weniger süß schmeckten als die in den Galeries Lafayette angebotenen Delikatessen, das frische Obst, die Schokoladenspezialitäten. In Émile Zolas bereits 1883

erschienenem Roman *Das Paradies der Damen* kommt Denise, die Hauptfigur des Buches, aus der Provinz nach Paris und findet, wie die Heldinnen der Berliner Romane, eine begehrte Anstellung als Verkäuferin in einem luxuriösen Warenhaus – das Au Bon Marché im 7. Arrondissement, das schon 1838 gegründet wurde und als das erste Warenhaus seiner Art weltweit gilt, stand hier Pate. Doch die Kehrseite des Paradieses bekommt der kleingewerbliche Einzelhandel eines kompletten Pariser Stadtviertels zu spüren, dessen Niedergang Zola plastisch beschreibt. In der Tat war das Kaufhausquartier im 9. Arrondissement seit der Gründung der Galeries Lafayette zu einer Art Konsumfestung geworden, denn auch die Konkurrenz engagierte sich: Le Printemps expandierte ebenfalls und lockte seit 1925 seinerseits mit einem opulenten Kuppelbau, wo man sich unter floralen Ornamenten aus Glas zu Kaffee und Kuchen niederlassen konnte. Das kann man bis heute, wenn man sich auf das Gedränge tütenbehangener Einkaufsbummlerinnen einlassen will. Zwischen den beiden großen Kaufhäusern reihen sich Modegeschäfte und Outlet-Stores aneinander, und auf den Trottoirs demonstrieren Propagandisten die neuesten Artikel aus Elektro- und Haushaltswarenabteilung. Diese ungeheure Verdichtung des Handels, wie sie vor ihrer Zerstörung auch auf der Berliner Friedrichstraße zu finden war, versucht man dort auch wieder herzustellen: Auf der

immensen Brache, die sich jahrzehntelang hinter der Mauer und noch bis ins 21. Jahrhundert hinein erstreckte, entsteht ein gigantisches Einkaufszentrum, das den Vergleich mit dem prominenten Vorgängerbau und den Pariser Luxusläden nicht scheuen will. Doch nur die alten palast- und katedralenartigen Kaufhausgebäude erzählen noch etwas von dem Rausch, den der Kunde empfand, wenn er die opulente Warenwelt betrat und sich in Gesellschaft der zuvorkommenden Ladenfräuleins als König fühlen durfte. »Wertheim, das war kein Geschäft, das war ein Palast für die Welt und für Leben und für Licht. Oder eine Art heller Urwald, fesselnd wie ein Zirkus, possierlich wie ein Affenhaus. Das Auge flitzte nur so: Da waren riesige Kronleuchter, prächtige Spiegel, goldene und bunte Tuche, gläserne Wände, gebogene Glasdächer, Arkaden und Lichthöfe, Marmor und Pflanzen von überall her, Marmorbänke und bewegliche Schaufensterpuppen, die irgend etwas konnten und es ständig wiederholten, zum Beispiel einer Dame die Hand küssen. Ein Verführungstempel war das, weil man für Geld fast alles mitnehmen konnte. Dabei brauchte Toni nur einen Meter rosa Gummiband, kaufte aber noch ein elektrisches Bügeleisen, einen Rasierspiegel und Vorhänge. Schleppe mussten sie das alles nicht, es wurde noch am selben Tag ins Haus gebracht.«³⁷